



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Vergißmeinnicht 1937

12 (1937)

---

# VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE  
KATHOLISCHE  
ZEITSCHRIFT



## Der MARIANHILLER MISSION

Nummer 12

Dezember 1937

55. Jahrgang

### Die Blume fällt . . .

Die Blume fällt, das Gras verdorrt,  
Doch ewig fest bleibt Gottes Wort.  
Der Herr ist treu, es kommt sein Reich,  
Ihr Völker hört's und tröstet euch!

Die Stimme ruft, die Wüste schallt:  
„Macht eb'nes Feld aus Berg und Wald!  
Steht auf und schafft die Wege rein,  
Was krumm ist, soll gerade sein!“

Das Heil ist nah, voll ist die Zeit,  
Es kommt der Herr der Herrlichkeit;  
Seht euren Gott, er kommt mit Macht,  
Sein Arm ist stark, hold seine Pracht!

Der König ist's, der wie ein Hirt  
Die Herde seh'n und weiden wird,  
Die Lämmlein hebt er auf den Schoß  
Und macht die Mutter sorgenlos.

Die Wüste taut, es blüht der Wald,  
Aus Tal und Höh'n die Botschaft schallt:  
„Den Menschen Heil und Fried' und Freud',  
Dem Herrn Lob, Preis in Ewigkeit!“



## Wir harren des Herrn

Noch leuchtet uns hell die Sternennacht.  
Wann kommt das Heil? wir halten Wacht;  
Schön ist des Heilands Angesicht,  
Der Himmel Lust, der Erde Licht.  
Wir harren des Herrn.

Den Herzenstrost in aller Not,  
Herr, send ihn mit dem Morgenrot:  
Kommt er, so kommt des Menschen Glück  
Und kehrt das Paradies zurück.  
Wir harren des Herrn.

Er kommt, er wohnt auf Erden schon,  
Der Menschensohn, der Gottessohn:  
O Tochter Jesse makelrein,  
So zeig' uns bald dein Kindelein.  
Wir harren des Herrn.

# Korate-Messe

## Votivmesse der seligsten Jungfrau im Advent

„Gegrüßet seist du, Gnadenvolle; der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes.“ Lk. 1. (Offertorium der Votivmesse).

„Korate! Lauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab! Die Erde tue sich auf und bringe hervor den Heiland!“ (Jf. 45, 8. Eingangsworte des „Korate“, von denen es seinen Namen trägt).

In Maria war das ganze Verlangen der viertausend Jahre vor Christus, dieser langen Adventszeit, verkörpert. Alles bewußte und unbewußte Seufzen nach einem Retter der Welt fand in ihr den beredtesten Ausdruck! Ihr Leben stand voll im Morgenlichte der Heilandssehnsucht . . . Mit schuldlosem Gewissen erblickte sie nur umso mehr das Elend der Sünde, das sie umgab und das Dasein der meisten Menschen ausmacht. Nazareth war eine besonders schlechte Stadt wie schon das allgemeine Urteil zur Zeit Christi hieß: „Kann denn von Nazareth etwas Gutes kommen?“ (Lk. 54). Wie die eigenen Mitbürger gegen Jesus gesinnt waren, ersehen wir übrigens aus Lk. 4, 14—30. „Nazarener“ genannt werden gereichte zur Schmach!

In dieser Stadt lebte Maria als reine Jungfrau, auch dem Geiste nach; niemals ist ihr keusches Herz auch nur von einer Sünde befleckt worden. Sie war von Herzen demütig, ernst in jedem Worte, voll Weisheit in ihrem Geiste, karg im Reden, eifrig aber in hl. Lesung. Ihre Hoffnung ruhte nicht auf einem ungewissen Grunde irdischen Reichtums, sondern auf dem Gebete der Armen. Achtsam auf ihr Tun, voll Ehrfurcht beim Reden, verlangte sie nicht nach dem Urteil der Menschen, sondern nach dem Wohlgefallen Gottes. Niemanden verletzen, allen wohlwollen, die Älteren ehren, Gleichstehende nicht verachten, jede Überhebung fliehen, der Weisheit folgen, die Tugend lieben, das war ihr Leben!

Wann hätte sie auch je mit einem Blicke die Eltern verletzt? Wann je den Nächsten gekränkt? Wann den Geringsten verachtet, den Schwachen verspottet, den Hilflosen gemieden? . . . Nichts Finsteres im Auge, nichts Ausgelassenes im Wort, nichts Zuchtloses im Handeln, keine weichliche Haltung, kein übermütiges Einherschreiten, keine lose Zunge, . . . so war ihr Benehmen! Da haben wir auch äußerlich ein Bild ihres Geistes, eine sichtbare Darstellung der Tugend! . . . (Ambrosius, „Von den Jungfrauen“ II. c. 2). Gewiß hat keine Seele je so fromm, so inbrünstig und wirksam gerufen: „Lauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab!“ wie Maria in der stillen Verborgenheit ihres Heimatstädtchens . . . So fand sie der Engel, so erwählte sie der hl. Geist. Alle ihre Tage waren wie eine große Adventsvorbereitung, all ihre Werke wie ein tief empfundenes Adventslied, das gar harmonisch und melodienreich in Gottes Ohren erklang und den Erlöser endlich zu ihr zog!

Wir schauen in diesen Wochen vor Weihnachten beharrlich auf Maria! Ihre Vorbereitung, ihr Sehnen und Warten muß uns Führer bleiben in den Tagen vor dem seligen Christfest, wie in den Stunden vor der hl. Kommunion! „Gegrüßet seist du, Gnadenvolle, der Herr ist mit dir!“ Und mit diesem Gruße legen wir die Leiden und Überwindungen des Tages vor dir hin, daß du sie dem Herrn bringest als greifbaren Beweis unjeres

Verlangens nach ihm! . . . „Lauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab!“ Spende uns den Heiland, du irdischer Himmel, Tabernakel, Gezelt des Allerhöchsten; im Lichte der Kerzen und der weißen Wolken des Weihrauches möge er zu uns kommen . . . Jesus, die süße Adventssehnsucht!

„Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären; und sein Name wird heißen: Emmanuel, d. h. mit uns ist Gott!“ Is. 7. (Communio der Koratemesse).

In Maria, der Jungfrau und Mutter, findet der Adventsgedanke, wie seinen vollkommensten Ausdruck, so auch seine gnadenreiche Erfüllung. Sie war die erste, der Jesus gegeben ward. Sie trug ihn stillbeglückt in ihrem Innern, sie nahm ihn später himmlisch-selig in ihre Arme! . . . In Maria schauen wir schon den ganzen Advent hindurch das Werden und Nahen der Weihnachtsfreude.

Hegen und pflegen auch wir jetzt das nahe Weihnachtsglück! Laß seine zarte Knospe sich langsam im Herzen erschließen! . . . Bei der hl. Communien suche so lieb und kindlich mit dem Heiland umzugehen als möglich, ähnlich wie seine unübertreffliche Mutter! Denke ganz an Jesus, vernachlässige ihn nicht, sonst müßte er von dir sich abwenden und dich verlassen. Lebe ein inneres, verborgenes Leben mit deinem eucharistischen Gott. Schütze ihn vor Gefahren! Verteidige ihn gegen die Versuchungen und Argernisse, gegen Lauigkeiten und Leidenschaften! Wiederhole es immer wieder: „Gott ist mein und ich bin sein . . .“ (n. Hohelied 2, 16). Ihn will ich nicht lassen. Eher laß ich alles andere!

Schon sehe ich von weitem den Weihnachtsstern funkeln und strahlen! Dort singen die Engel und läuten die Weihnachtsglocken . . . Eine Weile noch und ich knie mit Friedenswonne an Christkinds Krippe . . . wieder eine kurze Weile und ich bin auf immer beim Heiland im Himmel! . . . O Emmanuel, mein Emmanuel, komm! Sei täglich wirksamer mein Seelengast!

— d —

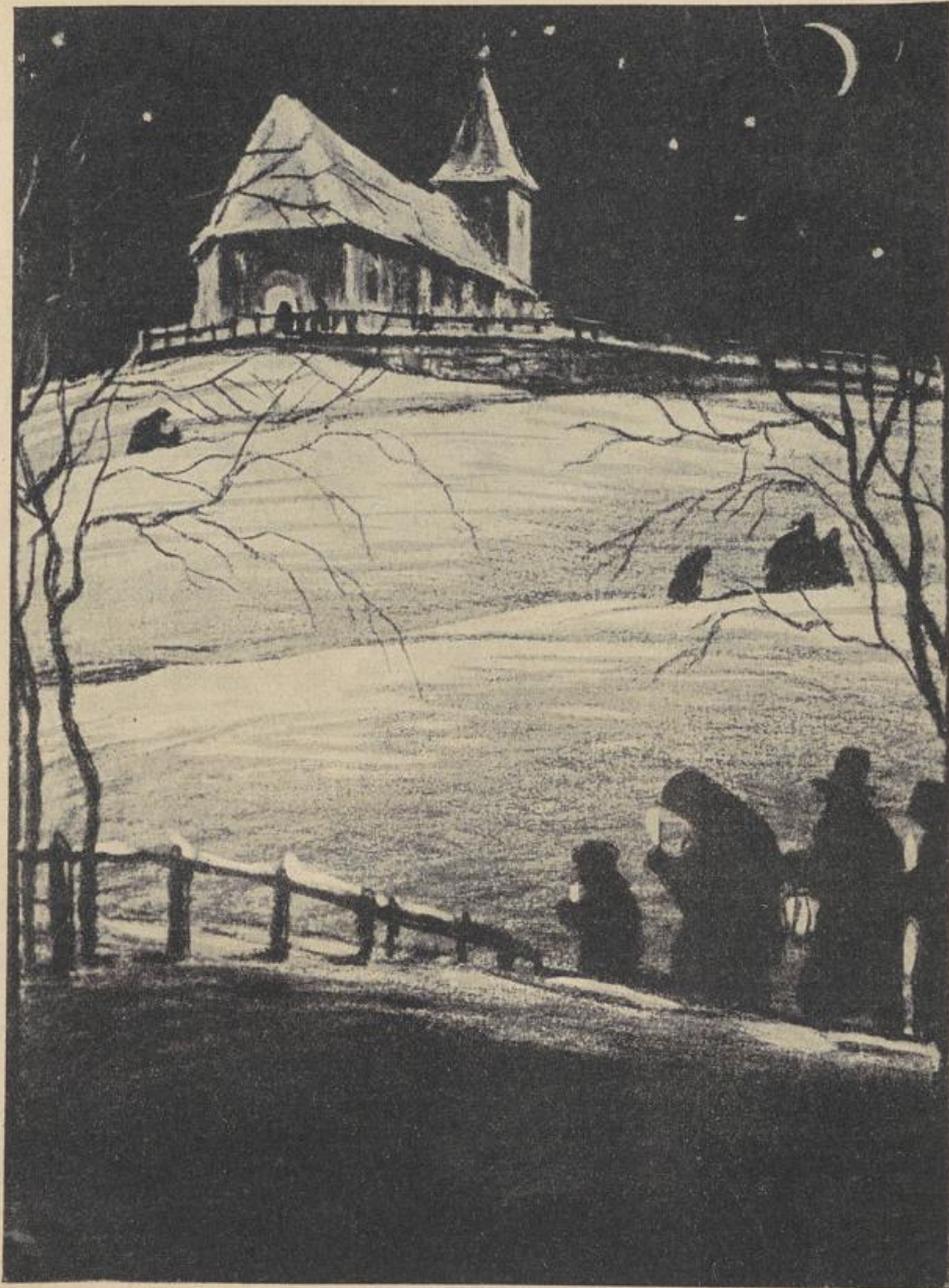


## Mariannhiller Missions = Rundfunk

Neueste Nachrichten aus Südafrika

Am Mikrophon: P. Otto Heberling CMM.

**Goldenes Priesterjubiläum eines hochverdienten Missionars:** Am 8. September, dem Feste Maria Geburt, konnte ein treuer Sohn unseres hochseligen Stifters, des Abtes Franz Pfanner, der hochwürdige P. Mansuet Boll CMM. auf der Missionsstation Kiva St. Joseph, wo er trotz seines hohen Alters von 78 Jahren noch als Novizenmeister und Spiritual der eingeborenen „Franziskaner Familiaren des hl. Joseph“ tätig ist, sein goldenes Priesterjubiläum feiern. Zu diesem seltenen Fest waren nicht bloß der hochwürdigste Herr Bischof von Mariannhill, Seine Exzellenz Adalbero Fleischer CMM. und 14 Mariannhiller Missionare aus nah und fern erschienen, sondern auch der Generalsuperior der Mariannhiller Missionare, der gerade zur Visitation in Südafrika weilt, hatte es sich nicht nehmen lassen, dem hochverdienten Jubilar persönlich seine Glückwünsche zu



Br. Zwiener

### Zur Korate-Messe

überbringen. Der hochwürdigste Herr P. Generalsuperior nannte den greisen Missionar in der Festansprache einen der treuesten, frömmsten und mustergütigsten Priester der Mariannhiller Missionskongregation. Der Eingeborene-Priester Fr. Malachias Mthwane, ein langjähriges Pfarrkind des Subilars, hielt die Festpredigt. — War das eine Freude und ein Trost für den nimmermüden und eifrigen Missionar! — Wir wünschen dieselbe Freude und denselben Trost auch allen andern Mariannhiller Missionaren und bitten den Herrn der Ernte, recht vielen eingeborenen



Hochwürdigster P. Generalsuperior der Mariannhiller auf Visitation in Südafrika

Von links nach rechts: H. P. Laurentius, Superior von Mariannahill, Kloster; H. P. Salesius Esser, Provinzial; Hochwft. P. General Reginald Weinmann; Bischof Abalbero, Apost. Vikar vom Mariannahill-Vikariat; H. P. Severin Starchel, Brüdermagister

Knaben und Jungmännern die Gnade des Priester- und Ordensberufes zu schenken.

*Referat*  
**Beurteilung des Mariannahiller Lehrerseminars:** Das Mariannahiller Lehrerseminar war bisher immer eines der besten unter den Seminarien in der Provinz Natal. Daß es auch heute noch den besten Ruf besitzt, ist aus einem Bericht ersichtlich, der im Verlaufe dieses Jahres von drei Schulinspektoren abgefaßt wurde. Diese drei Herren weilten im April zu gleicher Zeit eine Woche lang in Mariannahill, um den Schulbetrieb im Lehrerseminar einmal eingehend kennen zu lernen. Nachdem die Fachmänner eine ganze Woche lang alles genau beobachtet hatten, faßten sie ihre Eindrücke in einem Bericht zusammen. Der Schlußabsatz dieses Berichtes lautet folgendermaßen: „Zum Schluß wünschen die zur Visitation erschienenen Inspektoren auch ihre Wertschätzung und ihren Dank für die Unterstützung zum Ausdruck zu bringen, die sie vom Direktor des Seminars (Hochw. P. Rüegg CMM.), sowie vom Oberlehrer und allen Mitgliedern des Lehrkörpers erhielten. Ganz besonders danken sie für die von ihnen gewünschte und ihnen reichlich gebotene Gelegenheit, in Mariannahill einmal eine vollständig durchlaufende normale Seminar-Arbeitswoche kennen zu lernen. Der Geist und die Haltung im Seminar sind ohne Zweifel vorzüglich: die ruhige, zielsichere und wirksame Kontrolle des Direktors, die Tüchtigkeit, die geistige Regsamkeit und ruhige Begeisterung des Oberlehrers, die Gewissenhaftigkeit, die willige Zusammenarbeit und Lehrbefähigung aller Glieder des Lehrerkollegiums, alle diese Faktoren wirken zusammen, daß das Lehrerseminar das ist, was es jetzt ist, nämlich ein Bildungsinstitut, das modern genannt werden muß im wahrsten Sinne des Wortes; das jedoch auch wieder alles Starke, alles Wesentliche und

alles Grundsätzliche von der zweitausendjährigen Erziehungstradition seiner Mutter, der Kirche, beibehält."

**Landwirtschaftliche Ausstellung auf der Missionsstation Reichenau:** Die erste landwirtschaftliche Ausstellung wurde auf der Missionsstation Reichenau im Jahre 1924 veranstaltet. Seither folgten fast jedes Jahr weitere Ausstellungen. Dieses Jahr wurde die landwirtschaftliche Schau am 31. Mai eröffnet. Sie übertraf alle ihre Vorgängerinnen. Die Aussteller, meistens katholische Bauern aus der Umgebung der Missionsstation Reichenau, hatten die Schau mit 2000 schönen Ausstellungsgegenständen besetzt. Einige der Aussteller waren aber auch von Gegenden gekommen, die bis zu 40 Meilen von Reichenau entfernt sind. Die Eröffnung der Ausstellung nahm der Magistrat des Distriktes vor. Ferner waren anwesend der Bischof von Mariannahill, der Schulinspektor, 50 andere interessierte Europäer und über 2000 Eingeborene. — Ausgestellt wurden: Pferde, Kühe, Ochsen, Angora-Ziegen, Schweine, Geflügel, alle Arten von Feld- und Gartenerzeugnissen und viele Gegenstände der Heimindustrie. Europäer der Nachbarschaft von Reichenau fungierten als Preisrichter. Über 300 Preise kamen zur Verteilung. Ein katholisches Mädchen erhielt für ihre schönen Handarbeiten allein 8 Preise. Auch die Regierung hatte zur Preisverteilung 30 englische Pfund gestiftet. Die weißen Besucher hatten keine so ausgezeichneten Schaustücke zu sehen gehofft und äußerten sich über die Leistungen der Eingeborenen in Worten höchster Anerkennung.

**Armen-Apotheken in der Mariannahiller Mission:** Wie sich der göttliche Heiland stets der Armen und Kranken annahm, so sollen es nach seinem Willen und Befehl auch seine Apostel und Jünger tun. Die Mariannahiller Missionare haben immer das Beispiel des größten Freundes der Kranken nachzuahmen versucht und haben von Anfang an gerade auch die Ausübung der leiblichen Werke der Barmherzigkeit als vorzüglichstes Missionierungsmittel kennen gelernt. Hier sollen nur kurz einmal die Armen-Apotheken erwähnt werden, in denen zu jeder Tagesstunde kranke Eingeborene unentgeltlich behandelt werden. — Eine Statistik des Apostol. Vikariates Mariannahill vom 1. Februar 1937 verzeichnet 14 Armen-Apotheken. — Nach den eigenen Erfahrungen in der Mission möchte ich fast annehmen, daß es mehr sind; denn manche Missionare haben gegen statistische Zählungen caritativer Werke eine große Abneigung. — In den 14 festgestellten Armen-Apotheken nun wurden gemäß der Statistik im letzten Jahr 41 371 Krankheitsfälle behandelt. — Eine Statistik des neuerrichteten Apostolischen Vikariates Bulawaho verzeichnet 4 Armen-Apotheken. In einer von diesen 4 Apotheken wurden nach einer mir vorliegenden Privatmitteilung des Superiors der Missionsstation im letzten Jahr über 4000 Fälle behandelt. — Aus diesen kurzen Angaben, die ja nur einen Bruchteil der Krankenfürsorge in der Mission enthalten, ist klar zu ersehen, daß unsern Missionaren das Heilandswort: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan!“ noch immer Befehl ist, und daß sie sich bemühen, auch in der Krankenfürsorge dem Heiland getreu nachzufolgen.



## Weihnachtslied

O Erde, erwache!  
Besiegt ist der Drache,  
Der finstere Feind.  
Nach Seufzen und Hoffen  
Der Himmel steht offen  
Im Stern, der uns scheint.

Die Krippe im Stalle  
Ist Zuflucht für alle,  
Die gläubig erglüh'n.  
Wo Engel sich freuen  
Und jubelnd betreuen,  
Muß Gnade uns blüh'n.

Ob Hirt oder König,  
Zu hoch und zu wenig  
Ist keiner im Knien.  
Aus Armut und Blöße  
Strahlt göttliche Größe.  
Sinkt anbetend hin!

O Nacht voll Frohlocken,  
Voll Glanz und voll Glocken  
Und himmlischem Wind!  
Wie sind wir erhoben,  
Da Liebe von oben  
Uns segnet im Kind.

Beer



### Heilige Nacht!

Eg. Throller

Der Mittelpunkt des Weihnachtsgeheimnisses ist die Geburt des göttlichen Kindes, und immer wieder haben gläubige Künstler diese Begebenheit in ihren Kunstwerken dargestellt. Die Darstellungen der Heiligen Nacht schmücken die Museen der ganzen Welt und bilden ihre Glanzpunkte.

Aber auch der einfache gläubige Sinn hat sich mit der Ausschmückung dieses Festgeheimnisses durch eine Krippendarstellung befaßt. Seitdem der hl. Franz von Assisi mit seinen Mitbrüdern die erste Weihnachtskrippe aufstellte, wurde die Krippe auch in unsern deutschen Landen heimisch. In unsern Kirchen kann man gerade sehr viele alte und neue Krippen entdecken, die uns so recht die Bedeutung der Geburt des göttlichen Kindes vor Augen stellen.

Aber auch im eigenen Hause sollte das göttliche Kind eine Krippe finden und so bei uns Herberge haben.



# Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

## Eine Reise mit Hindernissen

Dreiviertel Jahre war ich nun auf der Missionsstation Citeaug. Da kam plötzlich ein Telegramm des Hochwürdigsten Herrn Bischofs: „Mein Sekretär tot. Sofort nach Mariannahill.“ So schnürte ich denn wiederum meinen Bündel und zog nach Mariannahill.

Eines Tages hatte ich den Hochwürdigsten Herrn auf einer Firmungsreise zu begleiten. Früh 5 Uhr verließen wir Mariannahill mit der Kutsche. Um 5.45 Uhr waren wir am Bahnhof Pinetown. Nun haben Missionare die Vergünstigung, auf allen Dienststreifen nur halben Preis zu bezahlen. Dazu muß aber der Beamte eine eigene Fahrkarte schreiben. Deswegen warteten wir bis die anderen Reisenden ihren Fahrschein hatten. Eine lange Menschenschlange stand vor dem Schalter. Als wir schließlich daran kamen, sagte der Beamte: „Gleich wird der Zug abfahren, es ist keine Zeit mehr. Steigen Sie sofort ein und lösen Sie die Karte nach!“

In aller Eile packte ich Koffer, was ich fassen konnte, rannte auf den Bahnsteig, der Hochwürdigste Herr hinter mir drein. Ein Beamter stand am Wagenschlag, wir stiegen ein, krachend fiel die Türe ins Schloß und — der Zug setzte sich in Bewegung.

Als wir aber unser Gepäck verstauen wollten, bemerkten wir zu unserem Schrecken, daß ein Kofferchen zurückgeblieben war und zwar eine Handtasche des Hochwürdigsten Herrn Bischofs, die sein Brevier enthielt, seine Altentstücke und das Reisebrot, also glücklicherweise das Allerwichtigste.

Feuerrot wie ein gesottener Krebs stand ich da und ließ ein Donnerwetter über mich ergehen. „Sie sind ein Held, Sie sind ein Held!“ meinte Seine Exzellenz zürnend. Ich dachte: Nun ja, „Held sein“ ist doch nicht schlimm, das soll man ja. Ich beschloß zurückzufahren, den Koffer zu holen und mit einem späteren Zuge nachzureisen. Ich war eben nicht nur bischöflicher Sekretär, sondern auch bischöflicher Kofferträger.

In der nächsten Station Garnia stieg ich aus. Im Stationsgebäude erkärte ich mein Leid und fragte, wann die nächste Gelegenheit wäre, zurückzufahren. „Ja“, meinte der Beamte, „in einer halben Stunde geht ein Güterzug, mit dem können Sie auch fahren. Steigen Sie nur in den Wagen des Zugführers!“ Beruhigt stieg ich also ein und wartete. Nicht einmal eine Fahrkarte brauchte ich. Dreiviertel Stunden vergingen. Der Zug stand noch. Ich fragte: „Warum fahren wir noch nicht?“ „Eben haben wir noch einen Fehler an der Lokomotive entdeckt, vor drei Stunden werden wir nicht fahren.“

„Das ist doch gelungen“, brummte ich, und entschloß mich zu Fuß nach Pinetown zu gehen. Es war ja nur etwa eine Stunde. Ich schreite über das Geleise. Ein Engländer kommt mit einem Auto angefahren. „Father, wo gehen Sie hin?“ „Nach Pinetown an den Bahnhof.“ „Gut, ich fahre auch dahin, steigen Sie nur ein.“ Er öffnete freundlich den Wagenschlag, ich stieg ein und fort rollten wir.

In Pinetown fand ich das Gesuchte noch am alten Fleck: Handtasche und Reisedecke. Ob es auch in Europa noch am alten Fleck gewesen wäre? — Bei den „Wilden“ war es noch.



Afrikamissionar P. Kammerlechner bei seinen Mitbrüdern in Keimlingen  
 Photo: Mariannhiller Mission

Mit einem Seufzer der Erleichterung packte ich auf. Ich hatte jetzt zwei Koffer, einen Regenmantel und eine Reisedecke. So machte ich mich auf den Weg nach Mariannhill: Eine kleine Stunde. Kaum war ich außerhalb der Siedlung, da schrien schon von weitem schwarze Kinder und winkten: „Baba, uhapi na? Vater, wo gehst Du hin?“ Sie liefen herbei. Das Weiße ihrer Augen leuchtete aus dem schwarzen Gesicht. Sie waren eben auf dem Weg zur Schule nach Mariannhill. Sofort nahmen sie mir das Gepäck ab. Die Mädchen trugen die Taschen einfach auf dem Kopf und fröhlich plaudernd zogen wir nach Mariannhill.

Punkt 9 Uhr kamen wir an, punkt 9 Uhr trat ich in die Teestube im Bischofshaus. Br. Romuald, der bischöfliche Kammerdiener, war eben daran den Tee zu servieren. „Ja, wo kommen Sie denn her?“ starrte er mich an mit großen Augen. „Ich dachte, Sie sind fortgefahren.“ Lachend brummte ich: „Nun haben Sie jeden Tag geschimpft, daß ich nicht pünktlich zum Tee komme, heute bin ich einmal pünktlich und nun ist's wieder nicht recht.“ Ich erzählte mein Abenteuer und wurde dafür gründlich ausgelacht. Deswegen schmeckte mir doch der heiße Tee, der knusperige Zwieback und die süße Banane.

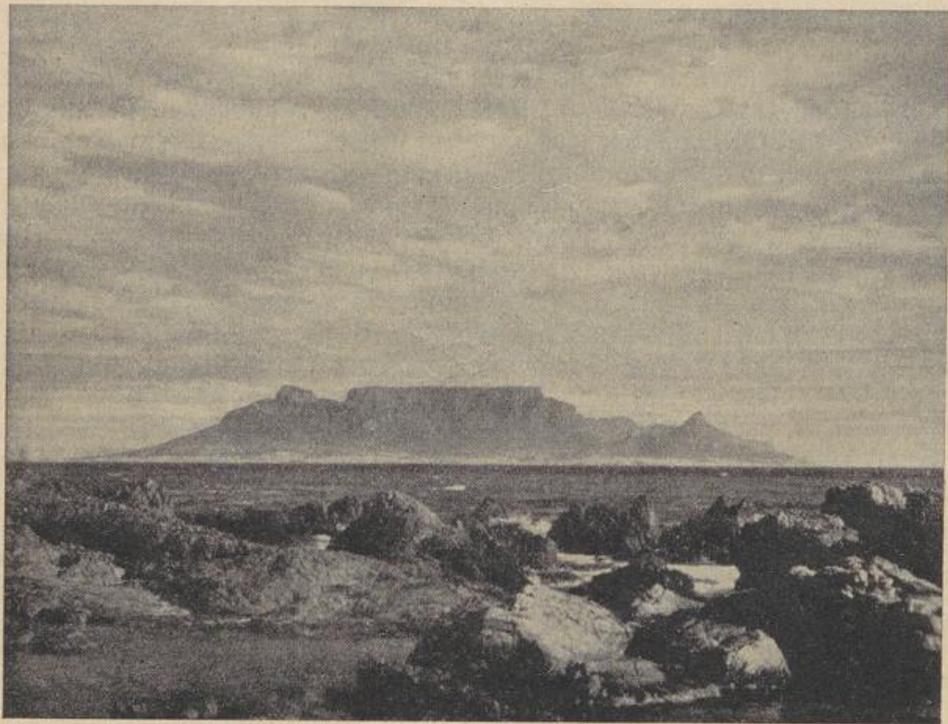
Um 11 Uhr war ich schon wieder am Bahnhof. Zunächst fuhr ich bis Durban, der großen Hafenstadt. Dort mußte ich umsteigen und fuhr nun etwa zwei Stunden hart am Meere entlang. Es war eine wundervolle Reise. Zur Linken war beständig der Blick offen auf die freie See. Das Meer rauschte und wogte. Schiffe belebten die Wasser. Die Sonnenstrahlen spielten blendend auf den Wellen. Zur Rechten der dichte Urwaldbusch des Küstengürtels: Wilde Bananen und Palmen und Lianen, ein Paradies für Schlangen und Affen. Dazwischen wieder die Wochenendhäuschen der reichen Weißen inmitten der flammenden Pracht südlicher Flora.

Bald mußte ich wieder den Zug wechseln. Die Bahnlinie bog ein ins Inland. Rechts und links steigen steile Hügel an mit Zuckerrohr bepflanzt.

Endlich komme ich an in Umzinto, einem kleinen Städtchen, meist von Indern bewohnt. Dieser herrliche Menschenschlag entwickelt hier einen flotten Handel. Einst wurden sie von den Weißen gerufen als Arbeiter, und nun haben sie sich entwickelt zu einem ansehnlichen Volke. Viele sind zu Reichtum und Würden gekommen. Leider sind sie dem Christentum nur schwer zugänglich.

Ich nahm ein Auto und ließ mich dreiviertel Stunden weiterfahren auf einen Berg. Dort stand ein Schwesternkloster mit einer Schule. Die Schwestern waren malerisch gekleidet, schneeweiß mit langen, wallenden Schleiern, französische Franziskanerinnen von der Ewigen Anbetung. Hier erhielt ich Unterkunft für die Nacht in dem schönen Häuschen des Missionars. Für den nächsten Morgen um 6 Uhr war ein Auto bestellt, das mich auf den Halbsiebenuhr-Zug an die Bahn bringen sollte.

Schon um 5 Uhr morgens las ich die heilige Messe, nahm das Frühstück und wartete auf das Auto. Bereits dreiviertel 7 Uhr und noch kein Wagen in Sicht. Ich mußte noch weit ins Land hinein und mit einem späteren Zug konnte ich mein Ziel nicht mehr erreichen. Was tun? Ich packte meine sieben Sachen und ging den Berg hinab ins Städtchen. Dort trommelte ich einen Inder aus seiner Wellblechbude. Bis er aber sein Auto, Modell aus Großvaters Zeiten, startbereit hatte, verging wieder eine Viertelstunde. Ich stand wie auf glühenden Kohlen. Erst wurde noch hinten angefurbelt und dann gings „mit Volldampf an den Bahnhof.“ Lutend rasten wir durch das Städtchen. Gott sei Dank, es war noch wenig belebt. Schon war es 7 Uhr. Natürlich kein Zug mehr da. Nur in der Ferne sahen wir, wie der Zug in Serpentina einen steilen Berg



Der berühmte „Tafelberg“, links Löwenhaupt, bei Kapstadt;  
die Meeresbucht nennt man auch Tafelbai

Photo: Mariannhiller Mission

langsam hinankroch. Die Maschine pfauchte mächtig, sie litt offenbar schwer an Asthma.

„Mit äußerster Kraft dem Zuge nach“, kommandierte ich dem Inder, „ich muß ihn erreichen.“ Der Motor ratterte, wir flogen den Berg hinan als wäre der Leibhaftige hinter uns. Die Autostraße nahm den Berg steiler. Es war Möglichkeit, den Zug noch einzuholen. Aber da war wieder ein neues Hindernis.

Auf der Straße trottete vor uns mit der ganzen Gemütsruhe dieser schwerfälligen Spalthuser eine Rinderherde. Wir hupen wie verrückt, aber umsonst. Sie schauten sich nicht einmal um, obwohl der schwarze Ochsenstreiber fluchte wie ein niederbairischer Fuhrknecht. Ochsen sind eben Ochsen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als zu halten, auszusteigen und dem Kaffernjungen zu helfen, die Straße frei zu machen. Endlich kamen wir wieder weiter.

Wir flüchten in den Bahnhof Esperanza hinein, die nächste Station. Der Zug stand startbereit. Ich sprang aus dem Wagen, drückte dem Inder noch seinen Lohn in die Hand und stürmte auf den nächsten Wagen los. Da es hier keine Bahnsperre gibt, konnte ich glücklich noch die Türe eines Wagens aufreißen, hinein und zu und — der Zug rollte weg. Schwitzend und keuchend warf ich mich in die Polster und bat den Beamten im Zug um eine Fahrkarte. „Da haben Sie aber Glück gehabt“, meinte er. Nun lief die Bahn auf dem Höhenkamm entlang. Herrlich war der Blick in die Täler mit den Kaffernhütten und dem weidenden Vieh. Hügel an Hügel wie ein erstarrtes Meer. Die Armut der Gegend an Bäumen fällt auf. Auf den Stationen gab es Tee und Bananen oder Bopos zur Stärkung.

Etwa um 3 Uhr nachmittags erreichte ich meine Endstation. Ein Bruder der Mission war schon da mit einer Kutsche und zwei Pferden. Bald ging die Reise weiter etwa vier Stunden auf schlechter, holperiger, löcheriger Straße. Die Sonne sank tiefer und tiefer. Die Dämmerung wob ihre grauen Schleier, Nebel stiegen aus den Gründen, immer dichter und dichter. Schließlich ging auch noch die Straße aus: Wir fuhren über eine Steppe. Bei hellem Tage hätte man wohl noch Radspuren im Grase entdeckt, aber da es immer dunkler wurde, konnten wir keinen Weg mehr unterscheiden. Der Nebel wurde schließlich so dicht und die Dunkelheit so undurchdringlich, daß wir uns überhaupt nicht mehr orientieren konnten. Wir fuhren und fuhren, kamen aber an kein Ende. Offenbar fuhren wir immer im Kreise. Wegen der Steine und Löcher drohte der Wagen immer wieder zu stürzen. Wir zogen es vor, zu Fuß nebenher zu laufen. Alle Heiligen riefen wir zu Hilfe. Ich war ganz leicht gekleidet und der Frost kitzelte mich, aber nicht zum Lachen. Endlich, endlich tauchten in Ferne und Finsternis Lichter auf, die hin und her sausten. Die Pferde witterten Genossen und wieherten. Mit vielem Schreien, Hallo und Holla, fanden wir uns schließlich. Die Mission hatte diese schwarzen Arbeiter mit Laternen ausgeschildert, uns zu suchen.

Noch verging eine ganze Stunde, aber wenigstens hatten wir jetzt ein sicheres Geleite. Die Männer mit ihren Lichtern ritten voraus. Halb erfroren kamen wir auf der Station an. Ich war steif wie ein Zaunstecken. Der Hochwürdigste Herr Bischof half mir eigenhändig vom Wagen und meinte: „Weil Ihr nur wenigstens noch am Leben seid.“ Ich aber dachte: Meiner Lebtag vergeß ich kein Kofferle mehr. (Fortsetzung folgt)

# Zeige uns dein Reich!

48.

## Regnum-Christi-Gebet

5.

„Mächtiger Schutzherr der heiligen Kirche, heiliger Joseph, heilige Apostel und heiliger Franz von Sales, erwählter Patron der katholischen Presse, bittet für uns und schützet das gemeinsame Werk der Christenheit, jetzt und für alle Zukunft! Amen.“

So schließt unser Gebet, das durch die Presse seit Ostern 1937 zur Kenntnis vieler Tausend Leser gelangte. Möge es von eben so vielen auch recht oft gebraucht werden! Denn das andauernde, vereinte Gebet ist nach einem Papstwort die größte Weltmacht ersten Ranges . . . Und was das „gemeinsame Werk der Christenheit“, das „Regnum Christi“ nämlich, bedeutet und wie viel Gutes Gott durch dasselbe der Welt und Menschheit schenken will, das wird eben die einmütig geförderte Entwicklung des Werkes zeigen. Je bereitwilliger wir ihm das Herz schenken und die Hand bieten, desto besser für uns und für die gemeinsame, heilige Sache! Hier handelt es sich keineswegs um „Worte“, sondern um eine große, folgerichtige, katholische Tat!!

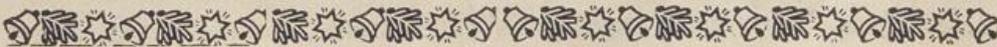
Die Feinde des Gottesreiches haben mit ihren Millionen Presseerzeugnissen ebensoviele Geister verblendet und Seelen ruiniert. Ihre „leeren Worte“ auf dem Papier, der Leinwand und im Radio hatten nur zu traurigen „vollen Erfolg.“ Denn die Worte bilden Ideen und die Ideen beherrschen die Welt und reißen die Völker mit sich fort . . .

Irrtum, Lüge und Haß haben wahrlich lange genug das „Wort geführt“ und die Taten veranlaßt, über welche die bessere Menschheit schaudert. Nun rede das „Regnum Christi“, das „gute Wort zur rechten Zeit.“ Es rede die Wahrheit und Liebe im Gemeinschaftsorgane der Christenheit, dem Lautsprecher der größten Idee und Bewegung: „Die Welt für Christus!“ So vollbringe dieses Wort eine immerwährende Tat und ein Dauerverk der Gottes- und Nächstenliebe unter dem Schutze der heiligen Apostel, des offiziellen Patronen der Presse und des Schutzherrn der streitenden Kirche — zur Ehre Gottes in der Höhe und zum Frieden der Menschen auf Erden!





. . . wohl zu der heil'gen Nacht!



## „Geh' ein in die Freuden deines Herrn!“

Rev. Fr. James Urquhart †

Von seinem dankbaren Schüler P. Otto Heberling CMM.

Das Eingeborenen-Priesterseminar der Mariannahiller Missionare bei der Missionsstation Mariatal hat einen schweren Verlust erlitten. Im Mariannahiller Krankenhaus starb am 25. Juli, dem Feste des hl. Apostels Jakobus, seinem großen Namenspatron, der hochw. Fr. James Urquhart, Professor am Eingeborenen-Priesterseminar. Der teure Verstorbene war zwar nicht Mitglied der Kongregation der Mariannahiller Missionare, wird aber sicher von allen Mariannahiller Missionaren, die ihn kennen lernten, als ein lieber und guter Mitbruder und treuer Freund aufrichtig betrauert. Vor allem werden seine ehemaligen Schüler unter den Mariannahiller Missionaren, die seine vorzüglichen Kollegstunden in Kirchenrecht, Kirchengeschichte und Liturgik besucht haben, schmerzlich betroffen sein von dem allzu frühen Tode des allgemein beliebten, herzensguten und edlen Professors. Ich weiß auch, daß ich im Sinne aller Mariannahiller Missionare und besonders im Auftrage aller jener handle, die gleich mir als Schüler zu den Füßen des gelehrten Mannes saßen, wenn ich in treuer Dankbarkeit auch den Lesern des „Vergißmeinnicht“ die Persönlichkeit des lieben Verstorbenen kurz vorstelle.

Der hochw. Fr. James Urquhart war am 2. Juli 1873 zu Inverness in Schottland geboren. Seine humanistischen Studien absolvierte er am St. Blair's Kolleg zu Aberdeenshire in Schottland und am Jesuitenkolleg in Paris. Nach erfolgreichem Studium der Philosophie und Theologie zu St. Sulpice in Paris empfing er am 26. Juli 1896 durch die Hände seines Heimatbischofs in der Kathedrale zu Aberdeen die hl. Priesterweihe. Der begabte junge Priester fand für seinen Seeleneifer bald ein weites und schwieriges Arbeitsfeld. Sein Bischof ernannte ihn zum Seelsorger der in den Bergen Schottlands überall zerstreut wohnenden Katholiken. Auf diesem Arbeitsfeld muß es auch gewesen sein, daß sein Missionseifer und Apostelgeist ihn dazu drängten, dem Ruf des verstorbenen Bischofs Gaughran von Kimberley in Südafrika zu folgen und seine von ihm so geliebten schottischen Berge zu verlassen. Im Jahre 1903 kam Fr. James Urquhart in Südafrika an. Hier war er zuerst Pfarrer in Roodepoort, dann in Pietersburg und darauf Gefängnisgeistlicher in Pretoria. Schließlich wurde der Bischof von Johannesburg auf ihn aufmerksam und stellte den eifrigen Priester ob seiner tiefen Kenntnisse im Kirchenrecht und in der Kirchengeschichte als Kurat an der bischöflichen Kathedrale an. In dieser Stellung erwies sich der Kurat immer als ein weiser Berater des Bischofs und seines Klerus.

Als aber im Jahre 1923 im Apostolischen Vikariate Mariannahill auf der Missionsstation Mariatal ein Priesterseminar für die Kleriker der Mariannahiller Missionskongregation eröffnet wurde, bot er dem Generalobern der Kongregation seine Dienste an. Dieser stellte ihn auch gern als wertvolle Lehrkraft im Seminar an. Die Lehrvorträge im Kirchenrecht, in der Kirchengeschichte und in der Liturgik hielt er natürlich in der englischen Sprache. Für die ersten Stunden hatte man selbstverständlich schon etwas Mühe mitzukommen, doch bald war diese Schwierigkeit überwunden, so daß jeder alles verstehen und sogar englisch mitdenken konnte. Hochinteressant waren



Kapstadt, Ansicht vom „Tafelberg“ aus  
 Photo: Mariannhiller Mission

die Kollegstunden beim guten „Father Urquhart“ immer. Oft gab es kleine Debatten, bei denen wir nicht bloß „unsere Wissenschaft“ leuchten lassen, sondern auch Proben unserer englischen Sprachkenntnis geben konnten. Wenn heute manche seiner ehemaligen Schüler als Stadtpfarrer in Umtata oder Bulawayo und anderswo, oder als Lehrer- oder Priesterseminar-Direktoren tätig sein können, verdanken sie das sicher mit der Unermüdlichkeit, mit der Father Urquhart uns bei der englischen Abendtischlesung auf die Fehler bei der Aussprache in liebevoller Weise aufmerksam machte. Und wir alle danken es ihm übers Grab hinaus, daß er es sich nicht verdrießen ließ, bis wir schließlich alle ein gutes Englisch sprachen. — Nachdem unser Priesterseminar dann in Würzburg gebaut worden war, bot Seine Erzellenz, der hochwürdigste H. Bischof A. Fleischer CMM. von Mariannhill dem hochw. Father Urquhart eine Professur an dem neu erbauten Eingeborenen-Priesterseminar an. Diesen neuen Posten versah der gute Father Urquhart mit demselben Eifer, derselben Selbstlosigkeit und derselben Liebenswürdigkeit wie zuvor bei den „Weißen Klerikern“, bis ihn der Herr über Leben und Tod zu sich rief, um seinem treuen Diener den verdienten Lohn zu geben. Er starb als ein Opfer seines Pflichtgefühls, das ihn nur immer an andere denken ließ, trotz eines schweren Anfalls von Bronchitis. Diese Krankheit führte aber ganz unerwartet seinen höchst erbaulichen Tod herbei, und zwar an seinem Namenstag, wie oben schon erwähnt wurde.

Der gute Father Urquhart wird von keinem, mit dem er nur irgendwie in Berührung kam, vergessen werden. Wer immer Gelegenheit hatte, ihn näher kennen zu lernen, mußte zur Überzeugung gelangen, daß er nicht bloß den Titel eines „Gentleman“ verdiente, sondern auch ein wahrer

Ehrenmann und edler Priester nach dem Vorbild eines Kardinals Newman war. Er hat unter den Missionaren des Mariannahiller Vikariates ein unauslöschliches Andenken seiner edlen Persönlichkeit und seines vorbildlichen Lebens hinterlassen. Seine weißen und schwarzen Schüler werden ihrem guten Lehrer allzeit ein ehrendes Andenken bewahren und dankbaren Herzens sich stets seiner edlen und vornehmen Persönlichkeit erinnern. Sie bitten Gott, er möge seinem getreuen Diener das Wort sagen: „Geh' ein in die Freuden deines Herrn!“ — X —



## Zuverlässigkeit des Schwarzen

Von P. Solanus Petereck CMM.

Bei Gelegenheit eines Missionsrittes begegnete ich einem erwachsenen heidnischen Mädchen. Nach den üblichen Fragen Woher und Wohin forderte ich es auf, sich christlich zu kleiden, in die Kirche zu kommen und zu lernen. „Ja, Vater“, sagte das Ding, „ich werde mich kleiden und in die Schule kommen, jetzt aber noch nicht. Es ist jetzt Erntezeit und muß zuerst den Mais ernten und nach Hause bringen, sonst fressen ihn die umherlaufenden Ochsen der Leute, denn unser Feld ist nicht durch Stacheldraht abgeschlossen, da wir kein Geld haben, um uns solchen zu kaufen.“

Ich lächelte im Stillen und dachte: Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen alle faulen Leute! Dann sprach ich den katholischen Gruß und die Antwort dazu, gab dem Mädchen still den hl. Segen und ritt weiter.

Nach Verlauf von zwei Jahren meldet sich ein Mädchen mit Sack und Paß bei mir und sagt: „Vater, jetzt bin ich gekommen um zu lernen.“ „Wie heißt du? Woher kommst du?“ frug ich. „Was, du kennst mich nicht? Vor zwei Jahren begegnete ich dir auf dem Wege und du fordertest mich damals auf zum Lernen. Damals konnte ich nicht kommen, aber jetzt bin ich da und will Christin werden.“

Sie blieb und lernte und arbeitete fleißig und wurde nach zwei Jahren getauft.



## St. Matthäus am großen Fluß

Außer dem Nil, Kongo und Sambesi besitzt Afrika wenige große Flüsse. Unsere südafrikanischen Hauptwasseradern, wie Tugela, Orangeriver, Umkomazi, Umzimvubu und Umzimkulu sind nur mittlerer Größe. Den letzteren „Großen Fluß“ wollen wir hier etwas näher kennen lernen. Er durchzieht und begrenzt ein Hauptgebiet der Mariannahiller Mission. Seine Quellen am nordwestlichsten Ende des Mariannahiller Vikariates entspringen den steilen Abhängen der mächtigen Drakensbergkette. Nahebei auch die Quellen des Polela. Beide sind im oberen Laufe fast von gleich bescheidener Wassermenge. Der Polela tritt unweit der Ackerbauschule Josephsheim in den Missionsbezirk Reichenau ein, bewässert die Felder,

treibt die Mühle und landwirtschaftlichen Maschinen, beugt sich unter drei Brücken und mündet nach kurzem Laufe oberhalb Centocoiv in den Umzimfulu. Letzterer schlängelt sich in zahllosen Kurven durch das ganze Ober- und Mittelland, wo er auf großer Strecke die Grenze zwischen Natal und East-Griqualand bildet. Sein Unterlauf zwingt sich durch eine tiefzerklüftete Landschaft bis Port Shepstone am Indischen Ozean. Dort hat er eine respektable Meilenzahl hinter sich und bildet zur Regenzeit wirklich einen großen Fluß, von einer mehr als 1000 Fuß langen Brücke überspannt, für Bahn, Autos und Fußgänger.

Viele unserer Mariannahiller Missionsstationen sehen die Wellen des Umzimfulu blinken und hören das Rauschen seiner Wasser. Josephsheim und Bevensen sehen ihn an der Westgrenze ihrer Farm des Weges ziehen. Reichenau muß ihn auf massiver Holzbrücke überqueren, wenn es seine westlichen Außenstationen besucht. Centocoiv mit mehreren Filialen liegt unmittelbar am Umzimfulu. St. Bernhard und St. Leonhard erblicken ihn in östlicher Richtung. Emaus muß ihn auf dem Wege nach Mariannahill bei dem gleichnamigen Städtchen und Magistrateß (Umzimfulu) überschreiten, dabei Griqualand mit Natal vertauschend. St. Aloys bei der Mission Mariarahil am Incalu wird von seinen Wogen bespült. Maria-trost schaut sie in gemessener Entfernung und zum romantischen Affisi dringt ihr Brausen empor. Marisstella kann von der Höhe den zerklüfteten Lauf verfolgen bis der Umzimfulu im Meer verschwindet . . .

Der Erzähler könnte manche Blätter des „Vergißmeinnicht“ mit dem anfüllen, was er im Laufe der Jahre am „großen Flusse“ erlebt, gefunden und erfahren hat. Hier nur zwei Kleinigkeiten. Noch im vo-



Christliche Zulukinder in Südafrika  
Photo: Mariannahiller Mission



Br. Wolfgang Röser CMM. mit seinem  
100jährigen Großvater in Lauda, Baden  
Glückwunsch und Segen!  
Photo: R. Besserer, Lauda

rigen Jahrhundert im März 1899, mußte ich einst den Umzimkulu zur Regenzeit im Sattel überqueren. Die Furt war mir unbekannt und das Reitpferd ein kurzbeiniger Bonny. Die Wasser gingen hoch und meine Hoffnung sank beim Anblick der steilen Ufer. Aber es mußte gewagt sein. Hinter mir eine lange, ermüdende Reise und vor mir auf der anderen Flußseite ein gastliches Heim bei untergehender Sonne. Also auf jeden Fall hinein in die Flut! Sie umbrodete mich von allen Seiten, daß ich bald keine Richtung mehr kannte, schwindelig und fast bewußtlos wurde. Wie mein Bonny trotz allem mit mir hinauskam, ist mir heute noch wie ein Schutzengelwunder. Während in jener brückenlosen Zeit drei meiner guten alten Bekannten auf dem Missionspfade in hiesigen Flüssen ihr junges Leben opferten, sollte ich eben noch lange Wege zu Ende wandern . . . Der Umzimkulu gab mich heraus wie der Walfisch den Tonas. Meinem Freunde aber wurde leider zu früh

eine Nachenfahrt über seine Wellen zum Verhängnis. Als ehemaliger Soldat und damaliger Feldhüter einer größeren Missionsstation ruderte er mit geladenem Gewehr zur Krähenjagd. Am andern Umzimkuluufer lagen die Maisfelder, deren zarte Frühlingsprossen das Lieblingsgericht der gefräßigen Schnabeltiere sind. Eben erblickte der Jäger einen Schwarm in Schußnähe und riß das Gewehr vom Boden des Bootes zu sich. In der Hast blieb der Hahn irgendwo hängen, spannte sich und — schnappte. Der volle Schuß zerfetzte dem guten Missionsbruder die rechte Hand. Sie war grausig zugerichtet, mußte einen zweimaligen Heilungsprozeß durchmachen und blieb lebenslänglich verstümmelt und fast unbrauchbar für immer.

Unweit dieser Unglücksstelle verschwanden auch wiederholt Eingeborene in den Umzimkuluwellen auf Nimmerwiedersehen. In jener brückenlosen Zeit, vor jetzt vier und mehr Jahrzehnten, verschlangen die großen und kleinen Flüsse Südafrikas vieles Leben. Der Polela z. B. zwei Missionsbrüder; einer von diesen geriet in den Strudel des Wasserfalles, ohne daß man in der Folge eine Spur von ihm entdecken konnte. Im Februar 1898 wurde ein neugeweihter Mariannahiller Missionar ein Opfer seines Berufseifers in den hochgehenden Wellen des Umkomazi bei Citeaug. Einer von meinen lieben 14 Reisegefährten nach Afrika anno 1890! — Doch nun auf, nach dem Missionsort St. Matthäus!

Mehr als 90 Prozent der verehrten Leser unseres „Bergzweignicht“ sind in Europa und Amerika. Sie erwarten Berichte und Schilderungen aus Afrika, wirkliche Erlebnisse und Einzelheiten aus der Mission; — und solche werden hier geboten. Wenn dabei zu Ehren der hl. Apostel einige Ortsnamen geändert oder weggelassen sind, so tut das der guten Sache nicht den mindesten Abbruch. Personenangabe ist noch überflüssiger. Hauptsache bleibt die Tatsächlichkeit des Erzählten und der gute Zweck des Mitgeteilten. Ubrigens hat auch die Schriftleitung wiederholt ihre Entscheidung und Wünsche kundgetan: „Die kleine Serie von den zwölf Apostelfilialen soll in begonnener Weise fortgesetzt und zu Ende geführt werden . . .“

Also hiermit Fortsetzung des Früheren im einfachsten Erzählerstil.

Fünf kleine „Missionsforts“ oder Außenposten größerer Stationen im Mariannhiller Arbeitsgebiete haben wir kennen gelernt. Auch die weiteren sieben sind meistens mehrere Stunden vom Hauptort entfernt, einige sogar fast eine Tagereise. Es sind sogenannte „Schulkapellen“, d. h. einfache Bauwerke in einer Bantu-Reserve oder möglichst nahe an einer solchen Lokation gelegen, die nur von Eingeborenen bewohnt wird. Der Raum dient hauptsächlich als Schule für die Kinder der Neubekehrten, der Katechumenen, Protestanten und Heiden der Gegend. Monatlich oder auch seltener, zuweilen öfter, wird in dieser Schule Gottesdienst gefeiert: die hl. Messe mit Sakramentenempfang, Predigt, Katechese, Kindertaufe, manchmal auch Einsegnung von Eheschließungen, Erstkommunion und ähnliche kleine Feste.

Darum besitzen die besseren Schulkapellen am würdigsten Platz des Raumes einen Altar, der durch einen Vorhang oder eine leichte Wand von der Schulklasse getrennt ist. In letzterem Falle hat die Wand mitten vor dem Altar eine breite Doppeltüre, die während des Gottesdienstes geöffnet ist. Ärmere Schulen bilden einen einzigen Raum. Zur Feier der hl. Messe wird ein improvisierter Altar aufgerichtet und nach Möglichkeit geschmückt für die Stunden der religiösen Versammlung. Wo die Umstände es gestatten, baut der Missionar gerne eine Schule extra und die Kapelle dient dann der wachsenden Christengemeinde jeden Sonntag oder doch jeden zweiten Sonntag im Monat. Eingeborene oder auch weiße Farmer schenken zuweilen einen günstigen Platz von mehreren Acres für Missionszwecke. Die Regierung bewilligt in den Lokationen gewöhnlich nur 1—3 Acres, die dann eingezäunt werden. Die Bauart richtet sich nach dem vorhandenen Material. So haben wir bereits fünf verschiedene Baumethoden kennen gelernt. Die sechste wird uns St. Matthäus zeigen, am großen Fluß Umzimkulu.

Auch dieser Platz konnte nur nach vielen Bemühungen, Verhandlungen und Geduldsproben der Mission gesichert werden. Er liegt in einer bevölkerten Reserve und einem tiefen, schwer zugänglichen Tale, am Ufer des Flusses. Die Baustelle selbst hat den seltenen Vorzug, fast ganz eben und mit gleichmäßigem Grase bewachsen zu sein. In der Nähe sprudelt ein frischer Quell sehr gutes Trinkwasser, zum großen Troste für die Bauleute, den Missionar und die Besucher der Kapelle und Schule. Diesen wichtigen Vorteil genießen nicht alle Filialen. Noch weniger den zweiten, nämlich in geringer Entfernung ein echtes Urwäldchen mit bestem Brennholz, wilden Lauben, kühlen Schatten und manchen anderen nützlichen Dingen. Christen und Missionskandidaten wohnen nicht allzu fern, stören aber auch nicht die feierliche Stille um das kleine Heiligtum. Aus der

Tiefe rauscht der „große Fluß“ seinen Wellenchoral empor in den weihedvollen Morgen- und Abendstunden. Von den Höhen ringsum grüßt eine terrassenartig aufgebaute großzügige Berglandschaft, stellenweise mit reichem Buschwerk. Mächtige Aloen recken ihre gezackten Riesenblätter nach allen Seiten. Zarte Mimosen beleben die Hügel und Talsenkungen. Zwischen drin das herrliche Grün der jungfräulichen Erde, die kleinen Pflanzungen der Afrikaner und ihr einfaches Gehöft, nicht selten von prachtvoller Stachelhecke umrahmt. Auf den Abhängen weiden Rinder und Pferde, mutwillige Ziegen und einige Schafe. Zur Sommerszeit bietet diese Gegend wirklich reizenden Anblick. In der Tiefe des Tales entwickelt die afrikanische Sonne freilich oft eine Backofenhitze, zumal in den späten Vormittagsstunden. Auf den Höhen aber weht eine feine Brise von Osten oder Süden und man glaubt sich in eine Schweizeralm versetzt. Im Winter ändert sich allerdings das Bild und die Rehrseite der Medaille hat wenig Anziehendes: kahle Felder, graubraune Weideflächen, oft dazu schwarz eingäschert, mächtige Staubböden, mageres Vieh und bitterkalte Nächte. Die kurzen Tage erfreuen sich indessen meistens immerwährenden Sonnenscheines unter wolkenlosem Südafrikahimmel. Wie froh wären die meisten Europäer um einen solchen sonnigen Winter! Kalte Stürme, Eis und Schnee bleiben Ausnahme in unserem Missionslande. Eine gute Zahl aus den Bewohnern dieser Berge, Täler und Schluchten bildete seit Jahren allmählich eine ansehnliche Christengemeinde. Eine muntere Kinderschar wuchs heran, denn diese glücklichen Naturkinder wissen nichts von modernen Verirrungen und freuen sich trotz aller Armut des Familiensegens. Groß und Klein hatte aber damals einen langen und steilen Weg von mehreren Stunden zur Hauptmission. Ältere Leute konnten nur selten ihre Sonntagspflicht erfüllen und die zarte Jugend entbehrte des Schulunterrichtes. Der Bau einer „Kapellenschule“ wurde zur dringenden Notwendigkeit. Nachdem endlich durch Verhandlungen mit dem Chief und seinen Indunas und mit der Regierung der geschilderte günstige Platz sichergestellt war, fiel mir die Ausführung der Arbeit zu. Mit den nötigen Geräten und einigem Proviant versehen ging es von der Centrale im Oberland nach dem „großen Fluß.“

Ich kannte die Gegend schon über zwanzig Jahre und hatte bereits 1895 einen etwas südlicher gelegenen beträchtlichen Urwald besucht. Dort fand sich das unverwesliche Sneezwood und echtes Stinkwood, eine köstliche Naturspende, die allmählich aus dem Lande verschwindet. Auf dem recht primitiven Fahrwege dorthin und nach St. Matthäus ist ein sehr langer Berg zu überwinden. Auf seiner Spitze genießt man einen prachtvollen Rundblick über Natal und einen großen Teil der Kapkolonie. Links ein Gebiet mit vielen home-steads der weißen Ansiedler besät. Rechts die abgrundtiefen Einschnitte, wo der Umzimkulu seine Wasser rollt. Im Süden die Kapgebirge und nördlich die Felsenmauern der Drakensberge.

Von hier aus führt ein enger Hohlweg zur Tiefe, der Schrecken der Fuhrleute bei nassem Wetter. Denn es ist lehmiger Grund und kein Ausweichen möglich. Wehe, wenn eine schwere Ladung ins Schieben gerät und keine Bremse sie mehr aufhalten kann! Diese Strecke hatte ich öfter zu passieren, mit und ohne Räderwerk, in und außer dem Sattel. Manches Vorgefallene bleibt an rechter Stelle zu erzählen. In der Nähe liegt auch die „Hochburg“ eines anglikanischen Ministers, dem die katholische Neugründung am großen Fluß keineswegs behagt. Im persönlichen Verkehr zwar die Freundlichkeit selbst, fürchtet er doch für Amt und Stellung

die kommende „römische Gefahr“ . . . Hier nebenbei bemerkt, jetzt Mitte 1937 eine so akute Gefahr, daß ein Großteil des südafrikanischen Protestantismus sogar die Abhaltung des Eucharistischen Kongresses in der Table-bay und die Zentenarfeier der Gründung des Vikariates am Kap der Guten Hoffnung verhindern wollte. Freilich ging der Widerstand mehr von den Nichtanglikanern aus.

Der Abstieg von der „Hochburg“ bis zum Bauplatz erfordert über eine Stunde. Der Zugang wird immer steiler und unwegsamer. Autos rollten damals noch nicht im Missionslande; aber auch gewöhnlichste Fuhrwerke standen auf halber Strecke vor dem „bis hier und nicht weiter!“ Also da mußte alles abgeladen und auf Schultern oder Köpfen befördert werden. Nur einmal gelang es mir, eine Handkarrenladung auf zwei Rädern in die Tiefe zu schaffen. Aber ich versuchte es kein zweites mal! Nach schwerer Transportmühen konnte die eigentliche Bauarbeit beginnen. Letztere war verhältnismäßig leicht, dank der schönen Ebene und schon erwähnten Vorteilen. Zum sechsten Male ein ganz frischer Anfang im Heidenlande! Der Apostel und Evangelist Matthäus eröffnet gleichsam seine frohe Botschaft, die auch hier „allem Volke zuteil werden soll.“ Daß ein tiefempfundenes Gebet und feierliches Kreuzzeichen den ersten Spatenstich und Hammerschlag begleitet, braucht kaum erwähnt zu werden. Die Grundlegung eines neuen Missionsforts, wenn auch noch so bescheiden, bleibt für immer eine weihevoll und historische Segensstunde. Zwar können wir nicht in die fernere Zukunft schauen, noch die Wirklichkeiten der inneren Welt erfassen, die durch die Mission über Afrika ausgebreitet werden, doch man fühlt das Entscheidende des Augenblickes, das stille Wehen der Gnade und die selige Hoffnung erfolgreicher Arbeit.

Mit dem Herzensrufe: Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde erschaffen hat — und auch diese Parzelle seines Weinberges und ihre Bewohner! — wird der erste Pfahl eingeschlagen. Mit einem Ave zur Gnadenvermittlerin folgen die drei nächsten; der vier Ecken der künftigen St. Matthäuskapelle! Innerhalb dieser Linien werden im Laufe der Jahre Gnadenergebnisse stattfinden.

(Schluß folgt)



Ein Ausflug ins Gebirge: Niedertal  
Photo: Mariannhiller Mission

# Mota Sahab

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien  
Von Johann Baptist Müller S. J. — Fortsetzung

Für herrschaftliche Europäer mit Familie kommen nun folgende Diener in Betracht:

Erstens der Boh bzw. Butler (sprich battör), d. h. der Kammerdiener, der Aufwärter, der eigentliche Majordomus, dem alle andern Diener unterstehen, und der sich deshalb auch gerne „Butler-Sahab“ titulieren läßt und in allem mit einer radscha-artigen Grandezza überaus wichtig tut.

Zweitens der Hamal, dem es obliegt, die Zimmer zu kehren, die Möbel abzustauben und in andern kleinen Hausdiensten dem Butler an die Hand zu gehen.

Drittens der Koch, der dafür zu sorgen hat, daß gutes Khana, d. h. Essen, auf den Tisch kommt und zu allen Stunden des Tages genügend Tee in Bereitschaft ist. Er hat auch die Einkäufe für die Küche zu machen.

Viertens der Mussaul oder Lampenputzer, der alle Lampen in Ordnung halten muß und für gutes Licht verantwortlich ist.

Fünftens der Chuprassi, der Leib- und Laufbursche, der durch seinen farbigen Dienstroch, seine goldbrandige, breite Schärpe, seinen pompösen, mit Brokaten gezierten Turban und sein gravitätisches Auftreten die Würde seines Herrn nach außen verkündet und dazu dessen Aufträge an die Amtsstellen, die Geschäfte und die Post vermittelt.

Sechstens der Ghorawalla oder Kutscher, der für Pferd, Stall und Kutsche zu sorgen hat.

Siebtens der Dogboh oder Hunde-Junge, der den Hund oder die Hunde des Herrn zu füttern, zu reinigen und spazieren zu führen hat.

Achtens der Mali oder Gärtner, dem die Pflege des Gartens und der Blumen anvertraut ist.

Neuntens die Ahah oder das Kindermädchen, meistens eine ältere Person, die der Mem Sahab beizustehen, die Schlafzimmer zu besorgen und die Kleinen zu betreuen und zu unterhalten hat.

Das ist die Dienerschaft, die ständig zum Haushalt gehört und deshalb auch in nächster Nähe, meist hinter dem Bungalow, dem Wohnhaus, in recht bescheidenen Bedürfnisse benötigt, die aber nicht zum Hauspersonal gehören, sondern ein- oder zweimal im Tage oder auch wöchentlich zur Dienstleistung herbeikommen. Zu diesen gehört vor allem der Whisti oder

Wasserträger, der mit einem schweren Wasserfaß auf dem Rücken das Wasser von der Zisterne herbeiträgt und die Wasserbehälter in Küche, Baderaum und Garten füllt.

Dann der Dutwalla oder Milchmann, der täglich die Milch bringt.

Ferner der Dhobie oder Wäscher, der montags die gebrauchte Wäsche abholt und die gewaschene zurückbringt.

Dazu der Hujjam oder Rasierer, der nach Bedarf, täglich oder mehrmals wöchentlich kommt.

Endlich der Bhungie oder Klosettreiniger.

Einen solchen Schwarm von Dienern muß sich der Lord des Hauses halten und sehen, wie er mit ihnen fertig wird. Er steht zu ihnen in mehr väterlichem als herrischem Verhältnis. Er ist ihnen „Mabap“, d. h. Mutter und Vater, wie sie sagen, und sie, da sie „sein Salz essen“, d. h. von ihm leben, sind ihm auch bei gerechter und väterlicher Behandlung treu zugetan, was jedoch nicht ausschließt, daß jeder nach seiner Weise darauf ausgeht, soviel aus ihm herauszuschlagen, als ihm nur möglich ist.

Der Indier ist von Natur ein Heldenverehrer, und der Sahab, dem er dient, ist vor allem sein Held. Daher sind die Diener auch stolz auf ihn und streichen ihn vor andern gern als einen „Burra-Sahab“, d. h. großen, hohen Herrn, heraus, weil dadurch viel von seinem Glanze auch auf sie fällt und ihr Ansehen bei ihren Volksgenossen nur gewinnt. Überall treten sie für die Ehre ihres Herrn ein. Begegnet ihnen dieser auf der Straße oder im Basar, so machen sie ihm einen viel tieferen Salaam als dem Gouverneur selber; und der Sahab muß sie mit einer huldvollen Erwiderung ehren, selbst wenn der Grüßende sein Bhungie wäre.

Wohl dem Sahab, der es versteht, sich die Zuneigung seiner Diener zu bewahren, denn dann bleibt er vor vielen Plackereien und Unannehmlichkeiten bewahrt und es ist sein guter Name gesichert. — Aber wehe ihm, wenn er seine Diener schlecht behandelt oder einen derselben bösewillig entläßt; denn dann wird er im Basar und überall schlecht gemacht, und man kann hundert gegen eins wetten, daß er keinen besseren, wohl aber einen schlechteren Ersatz erhält.

So viel im allgemeinen über die indische Hausbedienung.



Der ganzen großen Ver-  
gishmeinnicht = Familie  
wünschen Schriftleitung und  
Verlag zum Weihnachtsfeste  
des göttlichen Erlöserkindes  
reichsten Segen und die Fülle  
seiner himmlischen Gnaden.  
Mögen in allen Herzen wider-  
klingen die Worte, welche die  
Kirche ihre Priester im litur-  
gischen Gebet der Hlg. Nacht  
sprechen läßt: Heute ist uns  
vom Himmel der wahre Friede  
herabgekommen! Heute leuch-  
tet uns auf der Tag der neu-  
en Erlösung, der von alter Zeit  
verkündeten Rettung!

#### Meine eigene Dienerschaft

Als Pfarrer in einer großen Station  
und Direktor einer Mittelschule mußte ich  
auch einen entsprechenden Stab von Die-  
nern zur Seite haben.

Weil jedoch meine Bedürfnisse als  
alleinstehender Missionspriester höchst be-  
scheiden waren, so war auch mein Haus-  
halt der einfachste von der Welt.

Ich bewohnte die zwei einzigen, weiß-  
getünchten Zimmer im oberen Stock des  
Pfarrhauses, deren Decken aus nichts an-  
derem bestanden als großen Wellblech-  
stücken, die über nackten Eisenbalken la-  
gen. Das eine Zimmer diente mir als Ar-  
beitszimmer und Büro, und das andere,  
zu dem ein breiter offener Eingang durch  
die Scheidewand führte, als Schlafzim-  
mer. Die Beforgung und Reinhaltung  
dieser zwei Zimmer mit den paar Bücher-  
Aktenschränken und den notwendigsten  
Möbelstücken erheischte nicht viel Arbeit.  
Die konnte ein Diener, der Böh, ganz  
gut allein leisten, und er hatte dabei noch  
Zeit genug, um meine Tischlampe zu put-  
zen, die Schulbänke abzustauben, die  
Toppflanzen zum Schmücken der Kirche  
und die Biersträucher vor der Kirche zu

bewässern, und auch noch nötige Aus-  
gänge zu machen.

Somit waren besondere Diener wie Sa-  
mal, Mussaul, Mali und Chuprassi über-  
flüssig. — Pferd und Kutsche besaß ich  
nicht, brauchte also auch keinen Ghorawal-  
la. — Brauchte auch keinen Hundjun-  
gen, denn mein Hofsund Kallu kam viel  
besser ohne einen solchen aus. — Eine  
Mhah oder Kindermagd brauchte ich mal  
gar nicht. — Es kamen also als Haus-  
diener für meine Verhältnisse außer dem  
Böh nur noch in Betracht ein Koch und  
für die Kirche ein Sakristan. Von den aus-  
wärtigen Gehilfen ein Dudwalla, ein  
Dhobie, ein Dhisti, ein Hujjam und ein  
Dhungie. — Diese kleine Dienerschaft war  
aber von meinem Vorgänger her noch da,  
und so brauchte ich mir wegen Neu-  
stellungen kein Kopfzerbrechen zu machen.  
Nur mußte ich mich nach einem ständigen  
und zuverlässigen Sakristan umsehen.  
Mein Vorgänger hatte sich zwar immer  
mit einem Schüler aus der obersten Klas-  
se beholfen, der morgens die Meßgewän-  
der auslegte und den Altar zurechtmachte.  
Das Läuten besorgte der Böh. Aber auf  
die Dauer war es doch besser, daß ein  
eigentlicher Sakristan bei mir wohnte, der  
in Sakristei und Kirche alles sauber und

in Ordnung hielt, für Versehgänge, Laufen und Beerdigungen gleich bei der Hand war und mich auch, was die Klugheit auf einer Station in Indien verlangt, bei meinen Besuchen als Zeuge begleiten konnte.

Wie ich mit dem ersten Sakristan offenes Pech hatte und dann erst einen ausgezeichneten erhielt, soll später besonders berichtet werden.

### 5. Minister-Liste

Es wird nun von Interesse sein, diese meine Dienerschaft, meine Minister in ihrer Eigenart und Amtswaltung im einzelnen kennen zu lernen. Dabei wird es dann auch klar werden, wie wenig beneidenswert der Posten eines Missionspfarrers ist, der auf solche Leute angewiesen ist.

#### Mein Boh

Nurali war sein ehrlicher Name, und ein Dorf bei Bhopal war seine Heimat. Durch Vermittlung eines hohen Beamten, der seine Vorzüge kannte, kam er in den Dienst meines Vorgängers. Er war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, von mittlerer Größe, dunkelbrauner Hautfarbe, überaus hager, fast nur Haut und Knochen, und aus seinem scharfgeschnittenen Antlitz leuchteten zwei dunkle, ehrliche und gutmütige Augen.

Der Religion nach war er ein strenggläubiger Sohn des Propheten. Als der arbeitenden Klasse seines Volkes angehörig, war er für seinen Posten wie geschaffen und konnte seine Hand an alles legen, denn ihn banden keine Kastenvorschriften wie einen Hindu.

Er trug einen mächtigen weißen Turban, über seinem kurzärmeligen Hemde die übliche Weste und als Beinleid diente ihm ein weißer Dhotie nach Art der Hindus. Seine Wohnung war ein kleines Häuschen mit nur einem Raum mitten im Hof neben meiner Zisterne, von großen Niem- und Tamarindenbäumen überschattet. Hier war er am liebsten. Hierhin verschwand er, sobald er mit seiner Arbeit fertig war, um sich eine indische Zigarette (Birrie) anzuzünden. Hier wurde viel ausgeruht, geträumt, geraucht und am meisten geschlafen. Sein Tagwerk trug nämlich indischen Verhältnissen Rechnung.

#### Nurali als Kammerdiener

Als Kammerdiener mußte Nurali morgens, während ich in der Kirche und nachher beim Frühstück war, meine beiden Zimmer ordnen und reinigen. Dazu hatte er eine gute Stunde Zeit, und er machte es auch im ganzen gut.

Doch überfiel ihn manchmal ein lebhaftes Verlangen, auch einmal im Bette des Padre-Sahib zu liegen. Er konnte ihm dann nicht widerstehen. Sei es nun, daß er noch sehr schläfrig war oder aber sich selbst in den Schlaf hypnotisierte, kurz und gut, er legte sich willenlos in die Arme des Morpheus. Noch sehe ich mit großem Vergnügen, wie er einmal im süßesten Schlummer selig und unbekümmert dalag, in der einen herunterhängenden Hand noch das Handtuch haltend, während zwischen seinen ausgepreizten Beinen der treue Hofhund Kallu ebenso glücklich ruhte. Es war ein Bild zum Malen. Aber, wie immer, allzu kurz war das Glück. Die ganze magische Traumwelt Nuralis sank jäh zusammen, als ich ihm mit dem Handtuch den Schlaf aus den Augen wuschte. Es ist wohl selten einer so fix aus dem Bett gesprungen, wie Nurali hier auf den Beinen war. Nur der Hund wollte nicht recht herunter und machte ein verdrießliches Gesicht.

Das Waschbeden reinigte Nurali blank und füllte es mit frischem Wasser, aber das Seifenschüsselchen zu reinigen fiel ihm nicht ein. Warum nicht? Wer weiß das? — In der Ecke der hinteren Veranda und einer Seitenveranda stand ein hohes dreibeiniges Gestell, in welchem in kleinen Abständen übereinander drei große Tontöpfe zum Filtrieren und Kühlen des Trinkwassers eingesetzt waren. Ging nun das Trinkwasser im untersten Topf zu Ende, dann mußte Nurali nach Herrichtung der Zimmer einen großen Eimer tochenden Zisternentwassers aus der Küche holen und in den obersten Topf hineingießen. Auf dem Boden der zwei oberen Töpfe lagen behufs besserer Filtrierung Holzbohlen. Aus dem obersten Topf tropfte dann das Wasser in den zweiten und aus diesem in den untersten, in welchem dann das Wasser ganz rein und kühl war.

Auch hier zerbrach sich Nurali den Kopf, warum wir Europäer solche Umstände machen, um gutes Trinkwasser zu erhalten. War denn das trübe Flußwasser aus dem Kranen, das doch die meisten Eingeborenen tranken, nicht viel besser und schmackhafter?

Nach Besorgung des Trinkwassers schloß Nurali die Kirchthüren. Seine Hauptmorgenarbeit war somit getan, und er konnte sich nun auch ein Frühstück leisten.

#### Nurali als Hamal

Rehren und Abstauben ist Sache des Hamals. Auch dieses Amt versah Nurali. Nach seinem Frühstück mußte er die Schulräume öffnen und die Bänke abstau-

ben. Nachmittags nach der Schule mußten die Räume geteert werden. Hatte die Schule begonnen, dann zog sich Nurali gerne in sein Häuschen zurück, um zu feiern.

Um ihn aber während der Arbeitszeit beschäftigt zu halten und ihn nicht zu sehr dem *dolce far niente* anheimfallen zu lassen, fand ich immer ein und das andere in seinem Arbeitsbereiche zu tun, was er nicht gemerkt oder übersehen hatte. Und um ihn nicht immer rufen zu müssen, gab ich ihm ein Signal mit einer Pfeife, worauf er dann schließlich rief: „Saheb, Nurali kommt.“

Kleine Häuschen von Kehrriech in den unteren Ecken der Zimmer, der Schulräume und der Kirche und die größten Spinnweben in den oberen Ecken und an den Fenstern und Türen kummerten ihn gar nicht. Auch konnte er nicht begreifen, warum man sie unbedingt entfernt haben wollte, denn sie waren doch keinem im Wege. — Der Unterschied zwischen Kehren und Abstauben war bei Nurali kein wesentlicher. Deshalb geschah es auch zuweilen, daß er zuerst abstaubte und dann kehrte. Denn ob der Staub beim Abstauben auf den Boden fiel oder vom kehren sich auf die Möbel legte, war doch ziemlich einerlei.

Am Morgen, wenn er die Bücher auf den Büchergestellen und in den Bücherschränken einzeln abstauben mußte — denn das mußte auch zuweilen geschehen — fuhrwerkte Nurali wieder nach seiner Weise. Alle Bücher nahm er von den Regalen herunter und legte sie in Häuschen auf den Boden um sich herum. Darauf nahm er eins nach dem andern, drückte es mit der einen Hand an sein argloses Herz, reinigte dann mit seinem Lappen alle Außenflächen desselben und legte es vor sich hin. Und so alle Bücher, bis sie in ein paar hohen Haufen vor ihm standen.

Dabei machte er ein gar bedenkliches, beinahe mitleidiges Gesicht, schüttelte hie und da mal den Kopf und schien mit sich selbst zu reden: „Was sind die Weißen doch eigentümliche Käuze, so viele Bücher zu schreiben, wo man doch, wie ich, mit viel weniger Wissen gut auskommt! Ob wohl all das Geschriebene des Einbindens und Abstaubens wert ist? Und welche Mühe und Arbeit der Sahebs, all das zu lesen und zu lernen! Wie kann man denn das alles in einem normalen Kopf hineintriegen? Dank dir, Allah, daß du mich vor all diesem Wust verschont hast! Ich hätte vielleicht schon längst meinen klaren Verstand verloren.“

Endlich ist er mit dem Abstauben fertig. Er löst aufatmend steht er auf. Nun geht's

ans Zurückstellen. Da läßt sich Nurali durch nichts bestechen. Bei ihm gilt hier kein Ansehen und kein Rang der Person. Hier waltet er nur nach dem Prinzip: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Alle Bücher sind ihm gleich. So wandern sie, wie sie ihm in die Hand kommen, auf die Bretter, ob sie zueinander gehören oder nicht. Auch daß viele Bände mit dem Kopftitel nach unten stehen, verletzt sein kindliches Auge nicht. Mit dem Ausdruck höchster Zufriedenheit und Unschuld steht er vor seiner gewaltigen Leistung.

Nun wäre es aber sehr unklug, beim Anblick dieser schreienden Unordnung den armen Schelm anzufahren und ihm etwa zu sagen: „Was hast du da wieder angestellt? Was für ein Durcheinander! Du fannst aber auch rein gar nichts!“ Das wäre ganz verfehlt. Ein Schuß ins Blaue! Der harmlose Diener würde diese Aufregung gar nicht verstehen. Er sieht absolut keine Unordnung. Im Bewußtsein, sein Bestes getan zu haben, um dem Saheb zu gefallen, würde eine solche scharfe und, nach seinem Urteil, bößlig ungerichte, unerdiente Anrempelung ihn ganz außer Fassung und sein ohnehin heißes Blut in Wallung bringen, ihm Tränen schmerzlichster Entrüstung in die blizenden Augen treiben und ihn zur erregten Äußerung verleiten: „Saheb, Ihnen kann man aber auch gar nichts recht machen. Ich habe es so gut gemacht, wie ich konnte. Da stehen die Bücher rein und sauber, schön und fest nebeneinander vor Ihnen. Keines fällt herunter. Was wollen Sie noch mehr?“

Der Verstand der Indier unterer Volksschichten ist wie eine Riesenschildkröte schwer und dick verkrustet. Zu diesem so mächtig umpanzerten bißchen Verstand kann nur der Sonnenstrahl warmer, lächelnder Milde und Güte vordringen. Dementsprechend sagte ich auch im Tone väterlichen Wohlwollens: „Nurali, hast du jemals gesehen oder gehört, daß man Kamele, Elefanten, Pferde, Esel, Ochsen, Kühe, Ziegen, Schafe, Affen, Hühner und Papageien durcheinander in einen Stall zusammentut? oder eine Ziege neben ein Pferd anspannt?“

„Oh, Huzur, nein! das geht ja gar nicht“, erwiderte Nurali lachend. „Die sperrt man alle gesondert ein: an einen Ort die Kamele, an einen andern nur die Elefanten, in einen Stall nur die Pferde und in einen andern nur die Schafe zusammen. Und wer würde eine Ziege neben einem Pferde an die Kutsche spannen? Den würde man ja auslachen!“

(Fortsetzung folgt.)



**Christkönigs-Verlag, Weitingen bei Augsburg:**

Nr. 8 Jesus und die Ehebrecherin. Von Dr. Donatus Haugg. Preis 25 Pfg., bei fortlaufenden Bezug 20 Pfg.

Das Schriftchen, das eine feinsinnige Einföhrung in Joh. 8, 1-11 darstellt, eignet sich für alle Klassen und Bildungsstufen. Jeder Bücherstand, ob auf dem Lande oder in der Stadt, sollte es auslegen. Es birgt eine unendliche Fülle religiöser und erzieherischer Werte.

Nr. 9. Der heldische Christus; Nr. 10 Der Held im Leiden. Von Dr. Franz Mahr. Preis 25 Pfg., bei fortlaufenden Bezug 20 Pfg.

Dieser Christus will Entscheidung, will sie unerbittlich. Er darf sie wollen, denn Er ist selbst ein Entschiedener, ein Mann, wir dürfen es ehrlich und ernst sagen: ein Held.

Nr. 11/12 Saul. Von Oda Schneider. Preis 25 Pfg., bei fortlaufenden Bezug 20 Pfg.

Die Geschichte des ersten Königs von Israel hat immer etwas Ergreifendes und Erschütterndes in sich. „Wieviel herrlich schönes, königliches Menschentum steht in sich selbst gesteckt und gegen Gott gewappnet da und stürzt zuletzt, nach unsäglichem Irren und Leiden, ins eigene Schwert!“

**Verlag der Oblaten, Hünfeld (H.-N.):**

Die leuchtende Insel. Lebenswerk eines Apostels v. P. Reinhold Simon. O. M. S. 263 S. mit 16 Bildern und 1 Karte; kart. 2.50 RM. Ein Lebensbild des großen ersten Bischofs von Colombo, Christoph Bonjean O. M. S., verbunden mit einer trefflichen Schilderung der Missionsfähigkeit auf der Insel Ceylon. Spannend in der Darstellung begeistert dieses heldenhafte Opferleben des großen Apostels von Ceylon zu neuer Missionsliebe.

**Verbandabteilung des Echo Gauting bei München:**

„Das große Rosenkranzgebet.“ Preis 30 Pfg.

„Rosenkranzgebete im Geiste der hl. Theresia vom Kinde Jesu.“ Preis 25 Pfg.

Geistiger Luftschuß.“ Preis Stk. 10 Pfg.

**Verlag: Josef Habbel, Regensburg:**

Gespräche. Von P. Lippert S. J. 179 Seiten, kartoniert 2.50 RM., gebunden 3.50 RM. Der Herausgeber hat sich bemüht die letzten literarischen Erzeugnisse Lipperts in einem Bändchen gesammelt der Nachwelt zu erhalten. In

leichten, leisen Gesprächen setzen sich zwei Menschen auseinander über das allzualltägliche Alltagsleben. Große Lebenserfahrung spricht aus ihnen. Lippert kennt den Menschen und er nimmt ihn ungeheimlich, wie er eben ist.

**Verlag der Schulbrüder, Rinnach-Billingen (Baden):**

Vertraue meine Seele. Von P. Joseph Schryvers. C. S. R. (Neuererscheinung!) 211 Seiten, kart. 2.80 RM., Ganzleinen 3.60 RM.

Das neue Buch des bekannten Verfassers steht seinen bisher erschienen Büchern in keiner Weise nach. Es wird ebenso rasch die Herzen dieser nach wahrer Frömmigkeit strebenden Seelen gewinnen. Gedankenreichtum, praktische Erfahrung und verständnisvolle Ratschläge des geistlichen Lebens zeichnen es aus.

Mein göttlicher Freund. Von P. Joseph Schryvers. 300 Seiten, kartoniert 3.30 RM., Leinen 4.— RM.

Dieses Jesus-Buch kündigt meisterhaft die Güte und Liebe des göttlichen Heilandes. In trüben wie in heiteren Stunden solltest du zu diesem Buche greifen, deinen göttlichen Freund betrachten, der doch alle Schwierigkeiten zu lösen weiß.

Die Hingabe an Gott. Von P. Joseph Schryvers. 184 Seiten, kartoniert 2.50 RM., Leinen 3.20 RM.

Es ist für alle ein ganz einfaches, aber prächtiges Handbuch des inneren Lebens, das bereits in 30 000 Exemplaren verbreitet ist. Es drängt und begeistert zur rechten Einstellung im Leben, ja zur reflexlosen Hingabe an Gott.

Eine kleine Ausgewählte. Von P. Cassian Karg O. M. Cap. Ein Lebensbild aus unserer Zeit. 48 Seiten. Erschienen 1937.

Auf wenigen Seiten nur wird das überaus reiche Innenleben einer jugendlichen Seele geschildert. Klara Voscher, geb. 15. September 1900, gestorben 9. Juni 1919, ein heiligmäßiges Dienstmädchen in München.

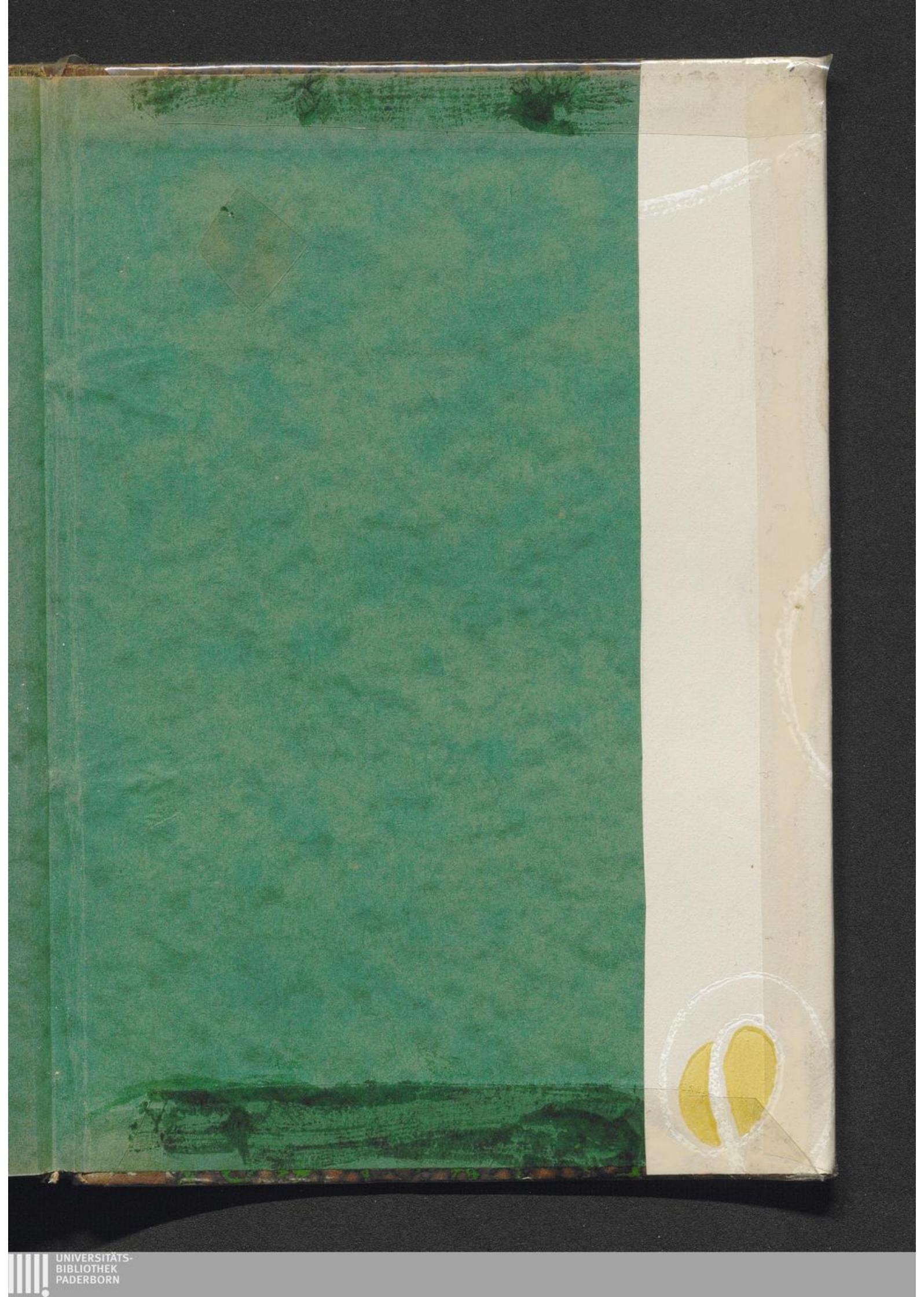
**Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.:**

Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen. Von Erzbischof Dr. Conrad Gröber. 671 Seiten, in Leinen 6.30 RM., in 6 Einzelh. je 0.75 RM. Ziel und Zweck des Handbuches ist die religiösen Mißverständnisse zu beseitigen und so vor Verwirrung zu bewahren. Dieses Buch bezeugt das wirkliche Wesen und Leben der Kirche, des fortlebenden Christus auf Erden. Die Nachweise sind tiefgründig, herausgeholt aus Geschichte, Philosophie und Theologie. Besonders für den Seelsorger geeignet.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Gallneukirchen. — Kommissionsverlag Rud. Puchner, Linz, Landstr. 33. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben









Ö

Mariannhiller Vergissmeinnicht

1937